



Gerhard Trommer  
**Schön wild!**  
Warum wir und unsere Kinder Natur und Wildnis  
brauchen  
ISBN 978-3-86581-295-7  
192 Seiten, 12 x 18 cm, 12,95 Euro  
oeekom verlag, München 2012  
©oeekom verlag 2012  
[www.oeekom.de](http://www.oeekom.de)

# Kapitel 1

## Natur gemeinsam erfahren

Ein kurzes Wegstück begleitet mich ein schnell fließender Gebirgsbach auf einer sommerlichen Harzwanderung. Dort treffe ich auf eine Familie, die am Bach rastet, Vater, Mutter, drei Kinder, alles Jungen. Sie sind noch im Grundschulalter, schätze ich. Die Eltern sitzen im Gras und reden, die Jungen spielen. Die Kleinen haben Schuhe und Strümpfe ausgezogen. Ihre Hosenbeine sind nass. Sie transportieren Steine zu einem kleinen Staudamm, den sie gemeinsam anlegen, wobei sie sich – wenn sie sich über die richtige Stelle für den einzubauenden Stein einig sind – ermunternd bekräftigen oder sich streiten, wenn sie uneins sind.

Für mich ist das ein vertrautes Bild. Erinnerungen aus meinen Kindertagen werden wach. Mir fallen Mädchen ein, die kleine, selbst gefertigte Boote oder Flöße, aus Rindenstückchen oder aus Binsen und Grashalmen geflochten, um die Wette schwimmen lassen. In Gedanken sehe ich sie am Bachufer entlang laufen und schauen, welches Boot ge-

winnt, bevor es an einem Hindernis hängen bleibt und mit einem Stock herausgeangelt wird, um es erneut ins Rennen zu schicken.

Wie oft habe ich selbst, barfuss mit kalten Füßen oder mit Gummistiefeln, mit meinen Harzer Spielfreunden im Bach gestanden. Auch wir haben »gedämmt«. Den mit Steinschotter gebauten und mit Grassoden abgedichteten Staudamm zu öffnen, war uns Jungen meist das Wichtigste. Wir wollten die Flut, den Wasserschwall erleben und uns daran ergötzen, wenn das reißende Wasser das Bachbett aufwühlte und mit schmutziger Flut alles, was im Weg lag mit sich riss. Manchmal waren es sogar dicke Steine. Das war ein wildes Spiel. Wir unterbrachen es oft nur für Sekunden, um einer Libelle hinterher zu sehen, die am Bachufer jagte. Wir machten uns keine Gedanken über unseren Eingriff in die Natur. Denn wir kannten Bachhochwasser nach starken Gewitterregen oder nach der Schneeschmelze zur Genüge. Es war für uns normal. Auch dann gab es Überschwemmungen und viele kleinere Böschungsabrisse. Auch dann war das Wasser schmutzig trüb vom Bodeneintrag und aufgewirbelten Schlamm.

Nur manchmal, wenn wir im Bach unter Steinen Köcherfliegenlarven fanden und untersuchten und wissen wollten mit welchem Material sie ihren Köcher gebaut hatten, konnten wir unser wildes Spiel vergessen. Immer wieder aufs Neue faszinierte uns, wie diese im Wasser lebenden, sich in einem selbst gebauten Köcher versteckenden, schwarzen Fliegenlarven die Sandkörnchen, Fichtennadeln, Blattreste

und Schlammartikel zu einem jeweils anders aussehenden Köcher verklebten. Es konnte auch vorkommen, dass wir Köcherfliegen vor unserem wilden Tun retteten. Wir haben sie dann weit weg von unserem Stau, bachaufwärts ins Wasser gesetzt. Unser schlechtes Gewissen, den Bach und die darin lebenden Tiere zu stören, dauerte – wenn überhaupt – damals nur wenige Augenblicke. Letzten Endes setzten wir uns darüber hinweg, weil wir unbedingt den Damm und dann die alles überschwemmende Flut haben wollten. Niemand hat uns das verwehrt. Und ich erinnere mich, wenn wir einen Frosch oder kleine Fische – Ellritzen zum Beispiel – gefangen hatten, dass wir unseren Damm dann nicht öffneten. Der gestaute Tümpel dahinter war nun unser Aquarium, in das wir die gefangenen Ellritzen und Frösche setzten, um sie dann beim Schwimmen zu beobachten.

Später spielte ich mit unseren Kindern und Jahre danach auch mit unseren Enkelkindern an Bächen, wenn sich die Gelegenheit dazu bot. Wir dämmten zwar auch, aber ich versuchte und versuche besonders mit den Enkelkindern achtsamer zu sein, als ich es in meiner Kindheit war. Denn der Lebensraum des noch frei fließenden Baches steht heute oft unter Naturschutz. Um die Kinder für den verantwortlichen Umgang mit dem Bach zu sensibilisieren, bemühe ich mich, das Fangen, Beobachten und wieder Freilassen der Tiere wichtiger zu machen als das Dämmen und Fluten, und die Enkelkinder folgen mir nicht nur, sondern wollen es auch. Sie sind umweltbewusster erzogen als ich. Sie drehen mit mir Steine um, schauen darunter, suchen nach Bach-

flohkrebsen, Wasserkäfern und immer auch nach Köcherfliegenlarven.

Für das Spielen am Bach sollten wir zwar mit unseren Kindern, vor dem Hintergrund von Umwelt- und Naturschutz achtsamer geworden sein. Aber wir sollten damit nicht übertreiben oder gar die Kinder hemmen, eigene spontane und sympathische Erfahrungen mit dem wilden Wasser des Baches machen zu dürfen.

Auf meiner Harzwanderung hatte ich den Bach schon bald verlassen. Ich hörte ihn aber noch von weither. Selbst aus der Ferne war es mir, als ob sein Rauschen nicht nur meine Gedanken erfrischt, sondern die ganze Gegend gleich mit.

### **Gegend – eine Frage der Wahrnehmung**

Gegend verweist vom Wortsinn her auf einen geographischen Raum. Gegend ist ein Gebiet, das dem Betrachter gegenüber liegt und darum aus der Distanz beäugt und beurteilt werden kann. Man sagt öde Gegend, schöne Gegend, wunderbare Gegend, stille Gegend, auch wilde Gegend, unwirtliche Gegend oder unsichere Gegend, je nachdem, wie wir eine Gegend wahrnehmen.

Die Gegend, in der ich den Bus halten sah, war jene um die Ortschaft Aigen, in der vom südlichen Böhmerwald geprägten Landschaft des Mühlviertels in Oberösterreich. Kurz nachdem der Bus gestoppt hatte und schon Reisende ausgestiegen waren, sagte einer von ihnen laut, mit raum-

greifender Geste zur Landschaft: »Gegend. – Haben wir auch zu Hause.« Dann reckte er sich, gähnte und verschwand mit schnellen Schritten im Restaurant. Die Mitreisenden folgten ihm.

Das Wort Gegend hatte er vorn, auf der ersten Silbe betont und breit gedehnt: »Gee-gend«. Und das Wort war sehr vernehmlich gesprochen worden, sollte offenbar gehört werden und lustig sein. Für seine Bemerkung erntete er auch Gelächter. Der offensichtlich nicht lohnend eingestuft »Gee-gend« wurde der Rücken gekehrt.

Für mich und meine Frau war diese »Gee-gend« jedoch die zum Gehen einladende schöne Gegend. Deshalb will ich das Wort einmal anders dehnen: Geh-gend.

Wie wir uns gegenüber einer Gegend verhalten ist auch davon abhängig, ob wir präsent sind oder abgelenkt. Eine Exkursionsgruppe läuft einen Holzsteg der Insel Isabela im Weltnaturerbe des Galapagos Archipels entlang. Der bequem angelegte Steg, auf dem die Studenten laufen, führt nahe der Küste durch den undurchdringlichen, unwegsamen Urwaldbusch der Trockenzone dicht an der Küste.

Einer der Teilnehmer hält Abstand zur Exkursionsgruppe. Er hat das Handy am Ohr und telefoniert mit seiner Freundin aus Frankfurt. Ei, wie's denn so gehe? – Ah, ja! – Und mit dem Wetter und so und überhaupt? – Und hier sei es toll und das Schnorcheln wär' so geil! – und noch dies und noch das und »sozusagen« und »irgendwie«. Das Gespräch dauert. Minuten verstreichen über achtlos hinbewegte Schritte. Die gehen vorbei an bizarren Baumopuntien,

Galapagos-Säulenkakteen und schnellen Eidechsen, die über den Steg huschen, vorbei an Darwinfinken und Spottdrosseln, die in Palo Santo-Bäumen umherhüpfen. Hin und wieder fliegen Fregattvögel vorbei. Galapagos! Allein das Wort tönt wie Musik! Und doch konnte Galapagos, jenes global geschätzte Weltnaturerbe am Äquator, wenn auch vorübergehend, für jenen Studenten zu einer Handy-Gegend werden, welche die Gedanken aus der spektakulären Natur entführte und ablenkte.

Ablenkung droht aber nicht nur durch unsere permanente Erreichbarkeit, auch Bildschirmwelten drängen sich immer wieder in den Vordergrund. Die Fred Olson Schnellfähre fährt von der Kanareninsel Teneriffa nach Gomera. Urlaubskinderaugen schauen draußen an Deck auf den Atlantik, auf das Wasser und die Gischt der Wellen. Dann erspähen sie durchs Fenster drinnen auf dem Passagierdeck Fernsehgeräte, die an der Decke über Sesseln hängen. Auf den Bildschirmen fliegen brennende Autos durch die Luft. Was ist da los? Die Kinder drehen dem Atlantik den Rücken zu, blicken in den Actionthriller, der über die Monitore flimmert. Virtuelle Gegend auf dem Bildschirm – die könnten sie auch zu Hause haben.

## Wo »Kühe fliegen«

Gegenden der inszenierten Aufmerksamkeitskultur sind Amüsier- und Spektakelgegenden, wo – wie man so sagt – die »Kühe fliegen«. Nur, wo wurden die fliegenden Kühe eigentlich erfunden?

Es war einmal ein beschauliches Bergdorf. Das lag zwischen den Bergen der Silvretta- und der Verwallgruppe im Paznauntal. Das Dorf heißt Ischgl. Heute sind Schneeberge, Almen, Bergbauernhöfe zur Kulisse für touristische Unterhaltungsware und aufgedrehten Freizeitspaß geworden.

Es war Anfang der 1970er-Jahre. Die Seilbahn war in Ischgl schon da. Nun wurden mit Bulldozern in die Almen der Idalpe Skipisten einplaniert, um den Skifahrern ein von Felsbrocken ungestörtes, verkehrssicheres Abfahrtsvergnügen zu ermöglichen. Damit die hohen Niederschläge nicht die von der Vegetation entblößten Böden zu Tal spülten, wurde auf die planierten Pisten ein Bitumen-Grassamen-Dünger-Gemisch aufgespritzt, das schnelle Pistenbegrünung sicherstellen sollte. Damals weigerten sich die noch auf den blumenreichen Bergwiesen heimischen Kühe, jenes schnell aufwachsende Kunstgrün zu fressen. »Wenn die Kühe das Kunstgras nicht mehr fressen und sich sowieso die Landwirtschaft mit Kühen in Ischgl bald nicht mehr lohnt, dann lassen wir eben die Kühe fliegen«, könnten die Erlebnisspaß-Designer gedacht haben, die nach Ischgl gekommen waren, um Ischgl zu einer anziehenden Freizeitregion für Touristenmassen zu machen. »Hier wird die Nacht zum Tag. Hier weiß man mondän zu feiern – Ischgl



ist die ultimative Destination für einen Winter und Sommerurlaub, voll Spaß & Action. Seien Sie bei den nächsten Partys und Events dabei – Ischgl erwartet Sie!« So wird im Eventkalender Tirol auf der Webseite online geworben.

Und was versprechen die »fliegenden Kühe« den Besuchern in Ischgl? Im Juli 2011 war das zum Beispiel ein »kulinarischer Jakobsweg«, ein »Ischgl Iron-Run«, ein »Harley Davidson Mountain Rodeo«.

Ischgl gehört zu einem von der Eventindustrie versorgten Markt. Und es ist beileibe nicht das einzige Alpen-Event-Dorf. »Event« stand 1989 noch nicht im Duden-Herkunftswörterbuch. Neun Jahre später, im Juli 2008 gab es zu Event schon mehr als 62 Millionen Internet-Einträge. Noch drei Jahre später waren es bereits mehr als 2,4 Milliarden Einträge. Das entspricht einer Steigerung in nur drei Jahren um fast 4.000 Prozent! Event bedeutet im Englischen wortwörtlich Ereignis, Veranstaltung oder Fall und wird im Deutschen häufig mit Erlebnis gleichgesetzt.

Diese Gleichsetzung ist bedauerlich und missverständlich. Denn Erlebnis ist doch eine intime und subjektive Angelegenheit. Ich wage daher, bei Event – bezogen auf Natur und Landschaft – von »Zerlebnis« zu sprechen, weil das intime Erlebnispotential einer landschaftlich wunderschönen Gegend bei der Umwandlung in Eventlokationen zerstört wird. Die Silbe »zer-« steht auch für zerbrechen, zerreißen, zertreten, zermalmen, zerstören. Wo jetzt »Kühe fliegen« ging etwas kaputt und womöglich verloren. In der Regel sind das die Ruhe und Beschaulichkeit einer Landschaft oder

eines Ortes. Für eine möglichst große Besucherquote wird ein Amüsierprodukt zu Markte getragen. Eventvergnügen ist die von einem vermarkteten Amüsierprodukt angereizte Unterhaltung einer möglichst großen Zahl von Besuchern.

Damit das Amüsierprodukt Erfolg hat, muss es Spaß machen. Man spricht auch vom »Spaßfaktor«. Aber auch der »Ekelfaktor« wird zur Unterhaltung der Zuschauer eingesetzt oder der »Angst-« oder »Horrorfaktor« wie in den »Risiko-Erlebniswelten«, zum Beispiel beim »Bungee-Springen« oder beim »Base-Jumping«, wo von einem festen Objekt aus ein Fallschirmflug im freien Fall inszeniert wird, beispielsweise von einer Steilwand im Gebirge, etwa der Eiger-Nordwand oder von einem Hochhaus oder einer Brücke.

Der amerikanische Medienwissenschaftler Neil Postman hatte schon 1985 die Gesellschaft sarkastisch davor gewarnt, dass sie sich zu Tode amüsieren könnte. Hat sich etwas geändert? Ja. Die Unterhaltungsindustrie hat sich enorm beschleunigt. Sie reizt mit Inszenierungen, die in kürzeren Schritten, mit schnellerer Schnittfolge immer größere Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Mediendesigner können Natur spektakulär in Szene setzen, um hohe Einschaltquoten vor dem Fernsehbildschirm zu erzielen, weil das lukrative Werbeeinnahmen verspricht. Marketingexperten versuchen aber auch die Natur und ihre Lebewesen selbst für möglichst viele Besucher attraktiv zu präsentieren. Die Wege, die dabei beschritten werden, sind höchst unterschiedlich und manchmal fragwürdig.

Die RTL-Fernsehschau »Dschungelkamp«, Untertitel »Holt mich hier raus, ich bin ein Star« inszeniert die Dschungel-Gegend mit Prüfungen für Stars, die nur »coole« Typen bestehen können. Der Schwierigkeitsgrad der Prüfungen besteht im Wesentlichen aus dem zu überwindenden »Ekel-Faktor«. Die Madendusche aus Stinkfruchtschleim, versetzt mit lebenden Mehlwürmern, Erdwürmern und Kakerlaken, die über den möglichst nackten Körper eines Medienstars krabbeln, lässt Schadenfreude bis Bewunderung aufkommen. Welcher Star verzagt nicht einmal, wenn es um das Verschlucken von gekochtem Truthahn Hoden oder Krokodilpenis geht? Wer bleibt »cool« in einem Sarg, in dem langsam Wasser aufsteigt, in dem sich, gut sichtbar, schwimmende Ratten befinden?

»Welt online« berichtete am 26. Januar 2011 dass die jüngste »RTL-Dschungelshow« einen »Allzeitrekord« mit einer Quote von »5,36 Millionen Zuschauern in der werberelevanten Zielgruppe der 14- bis 49-Jährigen erreichte«, was einem »Marktanteil von 50,3 Prozent in der Zielgruppe« entspricht.

Passt das zu den durch Abholzung hochgradig gefährdeten Regenwäldern, den biologisch vielfältigsten Wäldern auf der Erde? Leider gibt es keine Studien darüber, wie groß der Image-Ekel-Schaden ist, der in der »Zielgruppe« für letzte noch verbliebene Dschungel angerichtet wird.

In den letzten 50 Jahren hat unser Planet durch Brandrodung und Abholzung die Hälfte des tropischen Regenwaldes verloren und noch heute werden 150.000 Hektar Regen-

wald pro Jahr vernichtet. Das ist in nur einem Jahr mehr als das sechsfache der Fläche des Nationalparks Bayerischer Wald. Regenwälder sind einzigartige, biologische Schatzkammern der Erde, die nach Schätzungen von Biologen bis zu 60 Prozent aller auf der Erde lebenden Arten bergen.

Schon lange bemüht sich eine andere Form des inszenierten Natur-Erlebnisses um Artenschutz, und die hat eine lange Tradition in unserer Gesellschaft.

### **Erlebnis-Zoo**

Welches Kind geht nicht gern in einen Zoo! Im aus Mitteln der Weltausstellung Expo 2000 in Hannover neu gestalteten »Erlebnis-Zoo Hannover« beginnt das Zoo-Erlebnis mit einer Bootsfahrt auf einem afrikanisch gestalteten Fluss, dem »Sambesi«. Die automatisch bewegten Boote fahren an Tiergehegen mit Flamingos, Nashörnern und anderen Tieren vorbei. Diese in Szenarien einer Afrikaexpedition eingebettete Bootsfahrt ist nur eine der im Zoo Hannover angebotenen »Erlebniswelten«. Weitere sind der »Gorillaberg«, der »Indische Dschungelpalast«, die »Kanadische Yukon Bay«, das »Australische Outback« und »Meyers Hof«. Dazu kommt das Kinderland »Mullewap« – benannt nach dem Bilderbuchklassiker von Helme Heine. Zusätzlich werden unterhaltsame Tiervorführungen und Tierfütterungen angeboten.

Die Besucher werden wechselweise durch gebaute und natürliche Kulissen geführt. Das erhöht den Erlebnischa-

rakter, vermittelt ihnen für Momente den Eindruck, an einer spannenden Expeditionsreise teilzunehmen. Auch während der unterhaltsamen Tiervorführungen wird immer wieder mit Erfolg versucht, Zuschauer einzubeziehen. Jedoch droht der Ausbau des Erlebnis-Zoos mit seiner Fülle an Angeboten die Zuschauer mit Eindrücken zu überfrachten: Bootsfahrt auf dem Sambesi, Löwenfütterung, Elefantenshow im Dschungelpalast, die Beobachtung von Gorillas in dem großzügig angelegten Freigehege des »Gorillabergs«, das Erlebnis einer spektakulären Robbendressur in einer Show oder der Blick auf Eisbären von Deck oder aus den Bullaugen eines Schiffes, gegen dessen Bordwand Wellen, die von einer Wellenmaschine erzeugt werden, klatschen – wo ist die Grenze dessen, was wir Erwachsenen und unsere Kinder intensiv erlebend aufnehmen können? Ein spannend vermitteltes Tiererlebnis wird von dem nächsten, wieder sensationellen Eindruck abgelöst und daraufhin schnell in den Hintergrund gedrängt und so verblasst der wunderbare erste und zweite Eindruck recht rasch. Werden Kinder so nicht gerade dazu verführt von einer zur nächsten Sensation zu hasten und damit das Erlebte schnell abzuhaken?

Neben den Designwelten und Show-Arenen, in denen Tiere beschäftigt und vorgeführt werden, sind in großer Zahl Kioske, Souvenirläden, Restaurants, Schnellimbisse und Eisbuden eingebaut worden. Man schafft so zusätzliche Einnahmequellen und zusätzliche Ablenkung. Der großzügig angelegte Kletter- und Wasserspielplatz dagegen ist sehr attraktiv und kommt dem Bewegungsdrang der Kinder entgegen.

Der »Erlebnis-Zoo Hannover« gilt als erfolgreichstes Tourismusziel der Region. Den Zoo besuchten 2010 etwa 1,6 Millionen Menschen pro Jahr, darunter viele Familien. Sie betrachten den Zoo überwiegend als Spaßfaktor. Dass der Zoo auch wissenschaftlichen Zwecken dient, etwa der Nachzucht von Arten, die vom Aussterben bedroht sind, bleibt den meisten Besuchern verborgen.

Die Inszenierung der Tiere in Zoologischen Gärten und Naturzentren verwöhnt viele Besucher mit spektakulärer, oft sensationeller Präsentation. Es entsteht dadurch eine für Kinder besonders spannende Unterhaltung, die draußen in der freien Natur so nie stattfinden kann, weder was die räumliche Nähe zu den Tieren betrifft, noch was das Verhalten oder die Dauer der Beobachtung anbelangt. Das kann dazu führen, dass das originale Erlebnis draußen in freier Natur und Landschaft eher verblasst, gerade weil bekannte, scheue wildlebende Tiere darin selten angetroffen werden. Und dann verkehrt sich womöglich das originale »Dadraußen« in jene unscheinbare »Gee-gend«, von der schon die Rede war.

Das Nationalpark-Zentrum Kellerwald-Edersee in Vöhl Herzhausen, 2007 eröffnet, inszeniert die Buchenwaldwildnis in einem »4D-Sinnefilm«. Darin soll der im Besucherokino sitzende Besucher »durch Effekte wie Wind und Rütteln an den Sitzen in die Wildnis hineingezogen werden«.

Aber wäre es nicht angebrachter den wunderbaren Buchenwald vor der Tür des Besucherzentrums im Nationalpark für sich selbst sprechen zu lassen? Dieser geschützte

Wald ist doch im Begriff zur Waldwildnis zu werden. Wir sind mündige und sinnlich begabte Zeugen dieses Prozesses, befähigt, das Rauschen des Windes in den Baumkronen selbst und original zu vernehmen, uns selbst mit dem Rücken an schwankende Bäume zu lehnen oder den Blick an grauen Stämmen entlang in den Himmel darüber zu richten. Wo liegen die Chancen und wo die Grenzen sinnvoller Naturvermittlung? Anstatt Naturerfahrungen durch raffinierte Animation den Besuchern drinnen eintrichtern zu wollen, sollten Nationalparkbesucher lieber dazu ermuntert werden, draußen selbst eigene Erfahrungen zu sammeln, über die ihnen die Natur unmittelbar nahe kommt.

Das »Ozeaneum« in Stralsund (2008 eröffnet, im gleichen Jahr über eine Million Besucher!) setzt Meere und Küsten in großer Dimension über begehbbare Ausstellungen in Szene. Was für grandiose und draußen in der Natur kaum zugängliche Phänomene werden hier spannend vermittelt! Zauberhafte Spannung entsteht vor den großen Aquarien mit den geheimnisvollen, riesigen Mondfischen. Kunstvoll aus Glas modelliertes, beleuchtetes Meeresplankton schwebt über mir, nur mühsam bekäme ich es unter dem Mikroskop zu Gesicht. Und dann liege ich mit vielen anderen Besuchern in der großen Halle, über mir wird in beeindruckender Projektion und mit Hilfe von plastischen Modellen die Erhabenheit der großen Meeressäuger veranschaulicht, der Wale, deren Gesänge wie Musik aus der Tiefe des Raumes ertönen und eindrucksvoll akustisch inszeniert werden. Dieses Museum deckt verborgene Strukturen und Funktionen des

Meereslebens auf, führt sie wie ein Schauspiel auf, macht sie erlebbar und vermittelt Respekt und Bewunderung für die Meere und ihre Bewohner. Aber ich frage mich auch, ob es draußen am Strand oder bei einer Bootsfahrt den durch die Vielfalt der Reize im Museum verwöhnten Sinnen nicht langweilig werden würde.

Zumindest beim internationalen Tourismus des »Whale-Watchings«, wo die Walbeobachtung im Mittelpunkt steht und für einen neuen Markt gesorgt hat, müsste diese Frage verneint werden. Weltweit nehmen nach Schätzungen von Greenpeace etwa zehn Millionen Besucher daran teil, und dieser Tourismus hat wesentlich zum Schutz der großen Meeressäuger beigetragen.

Dennoch: Natur-Event-Management macht Besucher zu Konsumenten von inszenierter Natur. Es sorgt sich darum, dass keine Langeweile aufkommt, dass Naturzentren über ein signifikantes Alleinstellungsmerkmal verfügen, das sie attraktiv, spektakulär, zu etwas Besonderem macht, zu etwas, das sich gut »verkaufen« lässt (»unique selling proposition«). Denn Besucher sollen in großer Zahl kommen. Ihre Quote muss sich für den Betrieb rechnen. Für das Ozeaneum Stralsund wird angegeben, dass es jährlich 850.000 Besucher braucht, damit es sich finanziell trägt (Welt online 2006).

Eine hohe Besucherquote dient Trägern, Sponsoren und Stiftungen als Beweis für Attraktivität und Leistung. Sie ist jene messbare Quantität, in der die Besucher (wie die Zuschauer vor den TV-Bildschirmen) hinter einer Zahl ver-



schwinden. Die individuelle Besucherperson, auch wenn ihr mit professionellem Höflichkeitsstandard begegnet wird, kommt in der Regel erst dann zum Vorschein, wenn die Natur- und Museumsführer, »Scouts« und »Ranger« die erwachsene, jugendliche oder kindliche Person in der Besuchergruppe wahrnehmen, erkennen und sich ihr zuwenden, sofern das überhaupt in einer zeitlich begrenzten Besucherführung möglich ist.

Aber es gibt immer noch Orte in der Natur, die uns durch ihre Schönheit so herausfordern und anrühren, dass wir uns als lebendige Individuen wahrnehmen und wiederfinden können.

### **Intimität mit Natur und Landschaft**

Blühende Bergwiesen um die kleine Bergstadt St. Andreasberg im Harz. Sie sind Teil eines längeren, meist auf schmalen Pfaden begehbaren Wiesenhöhenrundwegs. Kein Plakat in den nahebei liegenden großen Städten, kein Werbespot im Rundfunk weist auf die Mitte Juni zur Hochblüte kommenden, schützenswerten, weil so bunt blühenden und vom vielfältigen Insektengewimmel belebten Bergwiesen hin. Das bedeutete für uns, dass nur wenige Wanderer unterwegs waren. Vielleicht verraten die wenigen Wanderer, die wir trafen, ihre Wiesenwanderung nur unter vorgehaltener Hand als Geheimtipp. Wenn nur Wenige draußen auf den Wiesenpfaden unterwegs sind, kann einem das bisweilen das Gefühl vermitteln, die Wiesen ganz für sich zu haben.

Die Bergwiesen ermöglichten uns individuellen Naturgenuss. Wir durften die Natur ohne Inszenierung betrachten, beriechen, betasten, anhören, darin sitzen, sie bedichten oder sprachlos werden. Wir rasteten, wo wir wollten, in der einst von Bergbewohnern für ihr »Kuhvieh« angelegten Wiesenblumen-Landschaft. Wir aßen unser Brot ohne »Erlebnisgastronomie«, ohne Restaurant-Begleitmusik, mal still auf einer Bank oder auf der Jacke sitzend. Wir mussten auch keinen Eintritt zahlen. Es gab auch kein Bergwiesen-T-Shirt zu kaufen, keinen Infostand, der uns darauf aufmerksam machte, was wir neben den Wiesen noch alles verpassen könnten, keine Bratwurstbude mit Bier und Cola, und es gab keinen Fragebogen, was man am Bergwiesenerlebnis noch verbessern könnte. Wir konnten auf der Wiese verweilen, so lange wir wollten und hätten auch einen Wiesenstrauß pflücken können. Wir und die Bergwiesen befanden uns im Status des noch nicht vermarkteten Seins. Wir waren noch nicht Quote – oder vielleicht haben wir das nur nicht bemerkt (witzelte ein Tourismusmanager, dem ich vom Wiesenerlebnis erzählte).

Die Andreasberger Bergwiesen, naturgeschützte Biotope, wurden für uns zu intimen Psychotopen. Psychotope sind besonders vertraute Orte, welche die Seele positiv berühren. Jede und jeder von uns verband mit den Bergwiesen andere Erinnerungen – mal an vergangene Kindertage oder an andere Wiesen- und Wegerlebnisse. Wir gingen unseren eigenen Schritt. Es blieb einem jeden von uns überlassen, wo und wie wir die Blicke schweifen ließen. Wir achteten auf

unsere persönliche Weise auf den Weg und die uns umgebenden Phänomene, wo und wann wir innehielten, uns zu den Blüten hinab beugten. Die Bergwiesen konnten für uns zu einem intimen Genuss werden (intimus lat. = der Vertraute, der Freund), weil wir sie ungestört, nur eben so, wie sie waren und ganz persönlich erlebten. Waldstorchschnabel, Bärwurz, Wiesenkerbel, wilde Stiefmütterchen und Schlangenzwurz mit dem Gesumme von Hummeln, Bienen und Schwebfliegen darüber und Käfern dazwischen und dem Wind, der die Halme bog – leise Geräusche der Natur, die wir für Stille halten. Dann auch die offene Landschaft, mit dem Blick in die Weite der Harzberge, das Wolkenspiel darüber, Licht und Schatten, das alles beeinflusste unsere Befindlichkeit wohlthuend (Trommer 2008).

Auf den Wiesen des Bärenbergs und der Jordanshöhe hörten wir von fern die »Brockenbahn« tuten. Wir hielten inne. Denn wir erinnerten uns daran, dass wir dort einmal in einem überfüllten Zug in der Ferienzeit dabei waren. Die Züge waren schon am Bahnhof in Wernigerode mehr als voll besetzt. Wir konnten erst in den nachfolgenden Zug einsteigen. Alle Sitz- und Stehplätze waren belegt. Die Blicke im fahrenden Zug wanderten zwischen offensichtlich gestressten und geduldigen Mitreisenden und den flüchtig vorbeihuschenden Eindrücken beim Blick durch das Abteilstfenster hin und her. Drinnen zahlreiche umherblickende Augenpaare. Viele bunt gekleidete Menschen. Draußen hinter mit Staub belegten Fensterscheiben vorbeihuschendes Baumgrün. Drinnen leises und lautes Gerede. Draußen der Lärm

vom Rattern der Waggonen und das Geschnaube und Getute der Dampflok und über die geöffneten Fenster der rauchige Gestank des Qualms aus der Dampflok. Drinnen die Unruhe der Menschen und draußen – unerreichbar während der Zugfahrt – die erhoffte Ruhe in der Landschaft.

Wir gehörten damals zu jener Handvoll Leute, die in »Drei Annen Hohne« aus der Bahn ausstiegen, um nach Wernigerode zurück zu laufen. Dabei stellten wir uns die Massen auf dem Brocken vor, die mit dem weiter fahrenden Zug für Nachschub sorgten und jene, die schon oben auf dem Berg waren, mit Erbsensuppe und Würstchen in den Händen, vielleicht die Brockenkappe umrundend, oder mit weitem Blick in die Landschaft schauend, vielleicht noch mit einem Nahblick auf Souvenirs im Nationalparkhaus und dann wieder per Bahn zurück.

Ein Freund fragte mich einmal, als ich ihm von den Leuten mit Erbsensuppe und Würstchen erzählte, »und was siehst Du dann?« und bevor ich etwas sagen konnte, fuhr er fort: »Und dann siehst Du Dich selbst!« – Das war ein unschlagbares Argument! Mich daran erinnernd, versuchte ich mich so zu sehen, mit Erbsensuppe und Würstchen in den Händen. Bei der Vorstellung war mir komisch und peinlich zumute. Darum war ich froh, dass ich mich aus meinen Gedanken zurück in die stille Gegenwart der Bergwiesen wegschleichen konnte.

Nur das Wiederkommen kann das Verlangen, die Wiese wieder zu erleben, stillen. Welche Freude, wenn sie wieder blüht, mit dem Gesumme der Insekten darin, den brum-

menden Hummeln und schwirrenden Schwebfliegen und dem würzigen Geruch nach Bärwurz. St. Andreasberg – was für eine schöne Gegend!

### »Als wär' ich ohne mich allein«

Regen, Kälte, nasse Sachen, alles war klamm, dazu wehte ein heftiger Wind, und es dauerte lange, bis auf dem Benzinkocher das Wasser endlich heiß war, so dass Tee und Brühe aufgesetzt werden konnten. Es war der dritte Tag, abends auf einer Gepäckwanderung während einer Exkursion mit einer Studentengruppe in Norwegen (Trommer 2000). Wir waren auch an diesem Tag Niemandem außer uns selbst begegnet. Im Windschatten einer Moräne fanden wir gerade genug Platz auf einem kleinen, kiesigen Plateau, das vielleicht einmal zu einer Flussterrasse gehört hatte. Nur dort war es möglich, die Zelte aufzubauen. Überall sonst um uns herum: endlose Gerölle.

Am Abhang unter uns rauschte der Fluss Lora. Gegenüber lag der Storbreen Gletscher im dichten Nebel- und Dunst. In der Nähe gab es schmutzig graue, große Schneefelder. Die Schneebohlenflechte leuchtete zwischen feinen Moosen orange. Diese Flechte verwies auf matschigen, aufgetauten Frostboden. Die Gegend war karg. Es blühte nur wenig zwischen den Geröllen. Was blühte, war nur sehr zerstreut zu finden: ein paar Pechnelken, Polster vom Stengellosen Leimkraut, Büschel vom Gletscherhahnenfuß, dann vereinzelt blau blühend das Fettkraut an nas-

sen Orten und Spaliere der Gamsheide an windverblasenen, trockenen Stellen.

»... wahnsinnig, wie die Pflanzen es schaffen, zu überleben, ganz ohne Zelt und dicke Jacke ...« las ich später in einem Tagebuch über die arktisch-alpinen, pflanzlichen Überlebenskünstler. Die sonst sommernächtliche Helligkeit war einer wolkenstarken Düsterei gewichen. Es war eine wilde und von unserem Unbehagen belastete Gegend.

An diesem Abend waren alle schnell in ihren Zelten und Schlafsäcken verschwunden. Der heftige Wind rüttelte uns nachts wach. Nach dem Regen hörten wir Hagelschauer auf die Zeltbahnen prasseln. Es war kalt. Mir bangte vor dem kommenden Morgen. Würde die bis dato gute Stimmung umschlagen?

Der Morgen war ungewöhnlich hell, aber nicht von der Sonne, sondern von ein paar Zentimetern körnigen Schnees, der auf den Zelten lag und rings um uns her in den Geröllern. Aber die Niederschläge hatten aufgehört. Der dem Fluss gegenüberliegende Hang war etwa zur Hälfte frei. Ein paar Rentiere zeigten sich dort.

Da wir bislang keine Rentiere gesehen hatten, traute ich mich, ging von Zelt zu Zelt, klopfte auf die Zeltplane und weckte die Gruppe mit dem leise gesprochenen Wort »Rentiere«. Es war wie ein Zauberwort. Verschlafene Gestalten mühten sich, aus den Zelten zu kommen. Ferngläser wurden herumgereicht und verhaltene Freude war auf vielen Gesichtern zu erkennen, als die Rentiere gesichtet wurden. »Echte Rentiere!« ... »Wir haben wirklich welche gese-

hen« ... »ganz lange und ziemlich nahe ... liefen über das Schneefeld« ... »Rentiere beeindruckten mich ... ich will unbedingt Tierfilmer werden!«, stand später in den Tagebüchern.

Das Wetter wurde etwas besser. Nebelschwaden zogen an den Hängen entlang. Es wurde heller. Und als wir die Zelte und Schlafsäcke verpackt und die schweren Rucksäcke aufgesetzt hatten und weiter zogen, zeigten sich erste Wolkenlöcher. Die Sonne kam heraus, wärmte und belichtete das Hochtal. Was für eine herrlich farbige Regenbogen-Landschaft kam dabei zum Vorschein! Was für eine grandiose Gegend am reißenden Lorafluss entlang, in der wir in gehobener Stimmung talwärts liefen! Es war eine von unserem Wohlgefühl berührte Gegend.

Bald zeigten sich talabwärts grasige Matten, auf denen wir die Rucksäcke zu einer ersten Rast absetzten. Es war warm geworden, dicke Jacken und Pullover verschwanden im Gepäck. Die Stimmung in der Gruppe war wunderbar heiter.

Wegen dieser besonderen, guten Stimmung wollte ich die Rast etwas ausdehnen und machte der Gruppe einen Vorschlag. Jede und Jeder sollte sich ohne Gepäck einen besonders schönen Platz in der Landschaft aussuchen und ohne Kommunikation mit anderen an seinem Platz versuchen, sich mit der Landschaft oder den Dingen darin zu beschäftigen. Nach einer Stunde wollten wir uns wieder am Rastplatz versammeln. Erst dann sollten wir sprechen und uns mitteilen, ob etwas und was in dieser Stunde besonders beeindruckend gewesen war.

Die meisten Studierenden waren lange vor Ablauf einer Stunde wieder da. Und weil nicht gesprochen werden sollte, bis alle wieder versammelt waren, beschäftigten sich einige mit ihrer Ausrüstung, verzehrten einen Müsliriegel oder fotografierten oder dösten in der Sonne.

Dann bildeten wir eine Runde. Jeder kam einmal zu Wort, die anderen hörten zu. Da war von Tropfen an Gräsern die Rede, in denen sich die Umgebung oder die Sonne spiegelte; vom ständig wechselnden Wolkenspiel; von Faltern, die auf den rosa Blüten der Leimkrautpolster nach Nektar suchten; vom einhüllenden Rauschen des großen Flusses, den wir talwärts begleiteten ...

Und dann sagte eine Studentin sinngemäß: »Manchmal gehe ich zuhause in mein Zimmer, um mit mir allein zu sein. Und hier, in dieser Landschaft war es so still. Ich konnte die Weite der Landschaft nicht fassen. Es war mir, als wär' ich ohne mich allein.« Das »Ohne mich allein« verhallte wie ein leises Echo in unserer Runde und in der wilden, stillen und weiten Gegend.